

Der Landwirt.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

Nr. 22.

Wiesbaden, 20. Juni 1906.

21. Jahrgang.

C. L. V. Viehverwertungs- und Fleischer-Genossenschaften.

(Nachdruck verboten.)

In den letzten Wochen sind die Fleischer von ihren bisherigen Freunden, mit denen sie Schulter an Schulter während des letzten Jahres gegen den angeblichen Fleischwucher der Wirt Agrarier gekämpft hatten, schmächtig im Stich gelassen worden. Nachdem die Viehpreise sich seit Wochen und Monaten in einer Weise gestaltet hatten, die es selbst der liberalen Presse nicht mehr geraten erscheinen ließ, die Schuld an den hohen Fleischpreisen noch länger der Landwirtschaft in die Schuhe zu schieben, drehte sie nunmehr den Spieß um und lagte die Fleischer der ungehörlichen Verleumdung des Fleisches an. Daß heute noch Fleischpreise, besonders in den großen Städten, von den Konsumenten gezahlt werden, die im Verhältnis zu den Viehpreisen viel zu hohe sind, darin stimmen wir vollkommen überein, nur handelt es sich hierbei nicht um eine außergewöhnliche Erscheinung, zu deren Entwicklung erst der Preissturz des Viehes in den letzten Wochen geführt hat, sondern es ist das ein Zustand, der sich in den letzten Jahrzehnten immer schärfer herausentwickelt hat. Es konnte niemals behauptet werden, daß die Detailsfleischer im allgemeinen Preisgewinne einstecken, im Gegenteil wurde anerkannt, daß auch das Fleischerhandwerk oft schwer zu kämpfen hat. Hieran ist die Organisation unserer Fleischversorgung schuld, die in falsche Bahnen gelenkt worden und durch die sich eine ganze Reihe von verteilenden Zwischenhändlern zwischen den Fleischer und den Landwirte geschoben hat, die vielfach weit mehr verdienen als die Fleischer.

Unverständlich würde es daher sein, wenn die Fleischer nicht endlich einsehen würden, daß auch für sie eine Besserung der jetzigen Verhältnisse nur durch eine Veränderung in der Organisation der Fleischversorgung, durch eine Wiederherstellung des früheren Zustandes, daß der Fleischer sein Vieh vom Landwirt direkt bezieht, erreicht werden kann, und daß sie nur dann in der Lage sein werden, billiges, in der Preisgestaltung den Preisen des Viehes entsprechendes Fleisch zu verkaufen, wenn die verteilenden Untoten des Zwischenhandels ausgeschaltet werden. Es regt sich denn auch in erfreulicher Weise in den Kreisen der Fleischer und an verschiedenen Orten bilden sich bereits Viehverwertungs- und Fleischer-Genossenschaften, die nicht nur die Verwertung ihrer Produkte, sondern auch den Einkauf des Schlachtwiehs direkt übernehmen sollen.

Ein gleicher Zusammenschluß der Landwirte kann sich daher nicht gegen die Fleischer richten, sondern sollte in jeder Weise die Unterstützung der Fleischer finden. Nicht nur die Fleischer in den großen Ortschaften, die durch landwirtschaftliche Viehverwertungs-Genossenschaften erst in die Lage versetzt werden, ihren Bedarf an Schlachtwiehs direkt von den Landwirten beziehen zu können, finden in denselben ihre Bundesgenossen gegen den verwerrenden Zwischenhandel, auch den Fleischern in den betreffenden Bezirken, wo sich solche landwirtschaftliche Viehverwertungs-Genossenschaften bilden, wird ihr Geschäftsbetrieb dadurch erleichtert und verbilligt. Das haben in höchst erfreulicher Weise die Fleischer in dem sonst ja oft als rückständig verachteten Hinterpommern anerkannt. Dort haben sich in völliger Harmonie zwischen Landwirten und Fleischern in den letzten Wochen Viehverwertungs-Genossenschaften gebildet. Während wir dort in den Kreisen Stolp, Schlawe und Bütow bereits ältere, zum Teil schon seit vielen Jahren bestehende Viehverwertungs-Genossenschaften der Landwirte besitzen, die sich ausgezeichnet bewährt haben, sind jetzt für die Kreise Köslin, Kolberg, Belgard, Ragnick, Röllin, Greifenberg, Dramburg, Schivelbein und Vahlberg neue Viehverwertungs-Genossenschaften durch die pommersche Landwirtschaftskammer mit Unterstützung der Zentralstelle der preussischen Landwirtschaftskammern (Viehverwertungsstelle) gegründet worden. Man hat sich hierbei die Erfahrungen der älteren Genossenschaften zunutze gemacht und umfassen die Genossenschaften einmal sofort einen größeren Bezirk, zum anderen ermöglichen sie es jedem Viehmäster, auch dem kleinsten Landwirt oder Tagelöhner, Mitglied zu werden und endlich ist die Einführung eines gewissen Lieferungszwanges beschlossen worden.

Die Ausdehnung dieser Genossenschaften über einen größeren Bezirk, mindestens einen politischen Kreis, ist deshalb erforderlich, damit möglichst viel Vieh in einer Genossenschaft vereinigt ist. Wird dadurch doch erst für den einzelnen die Möglichkeit geschaffen, daß voraussichtlich in jeder ihm passenden Gegend an der für ihn günstigsten Bahnstation auch eine Niederlage durch die Genossenschaft stattfindet. Für jeden Viehmäster ist es aber von größter Bedeutung, daß er schlachtreifes Vieh los wird, wenn es ihm paßt und daß er nicht etwa längere Zeit auf eine Gelegenheit zur Ablieferung an die Genossenschaft warten muß. Aus dem gleichen Grunde mußten auch die Aufnahmebedingungen so gestellt werden, daß durch dieselben niemand, auch der kleinste Besitzer von Vieh, nicht abgeschreckt werden konnte, Mitglied der Genossenschaft zu werden. Es ist dies um so erforderlicher, als ja weitaus das meiste Vieh (von Schweinen bekanntlich 88 v. H., von Rindvieh 88 v. H.) in dem Bezirk der mittleren und kleinen Landwirte sind, durch diese also auch das meiste Schlachtwiehs geliefert wird, andererseits aber auch ihnen der genossenschaftliche Verkauf allergrößten Vorteil bringt. In noch weit größerem Maße als der große Viehmäster ist der kleine Landwirt vom Zwischenhandel abhängig und er wird am meisten beim Einkauf von Vieh durch den Handel gedrückt. Die Erfahrung an anderen Orten hat daher auch gezeigt, daß solche dort bestehenden Genossenschaften, die schon aus 3000 Mitglieder und darüber haben, dieselben in erster Linie aus den Kreisen der Bauern, Wäldner und Tagelöhner bestehen. Um so erfreulicher ist es, daß in den neugegründeten Genossenschaften in Pommern sich der Großgrundbesitzer Schulter an Schulter mit dem Kleinbesitzer gestellt hat und dadurch auch das bisherige Gebiet wieder die Einheitlichkeit der Interessen der gesamten landwirtschaftlichen Bevölkerung beibehält. Während der kleine Viehbesitzer aber nur einen Geschäftsanteil mit 1 K. und mit einer Kasssumme von 10 K. zu nehmen braucht, muß

der größere Besitzer entsprechend mehr Anteile, bis zu 50, erwerben, so daß trotz der geringen Kasssumme des einzelnen die Genossenschaft eine genügend große Kasssumme bekommt. Die Einführung eines Lieferungszwanges, der sich jedoch in der Regel nur auf Schweine über 150 Pfund Gewicht und Kälber über 120 Pfund Gewicht erstrecken soll — selbstverständlich kann und soll auch alles andere Schlachtwiehs durch die Genossenschaft verkauft werden, ein Zwang wird aber nur in Bezug auf den Verkauf der ersteren Tiere ausgeübt — hat sich auch durchaus bewährt, andererseits aber auch als notwendig herausgestellt, um die Genossenschaften, namentlich im Anfang ihres Bestehens, den Versuchen des Handels gegenüber, sie zu sprengen oder lahm zu legen, einen festen Zusammenhalt zu geben. Dieser Verkaufszwang ist auch umso unbedenklicher und auch die Großgrundbesitzer haben sich für denselben ausgesprochen und sich ihm unterworfen, als das Vieh der Genossenschaften an den Abnahmestationen von der Abschlagskommission — ein Sachverständiger (Fleischer oder Händler), ein Vorstandsmitglied und der Geschäftsführer — abgeprüft, gewogen und auf Grund der Notiz des letzten Berliner Marktes dem Besitzer sofort bar ausgezahlt wird. Glaubt jemand nun, daß ihm von der Abnahmekommission nicht genug gezahlt wird, so muß das Vieh zwar auch mit nach Berlin geschickt werden, wird aber dann nicht auf gemeinsame Rechnung der Genossenschaft verkauft, sondern es wird dem Vieh nachträglich der in Berlin für sein Vieh erlöste Betrag ausgezahlt. Dadurch ist jeder Genosse stets in der Lage, sich zu überzeugen, daß er von der Abschlagskommission auch den wahren Wert seines Viehes bezahlt erhält.

Dadurch, daß alle diese Genossenschaften sich der Zentrale für Viehverwertung in Berlin angeschlossen haben, wird die Macht derselben und ihr Einfluß am Berliner Markt bedeutend gestärkt, andererseits bietet sie den Genossenschaften die Gewähr, daß ihr Vieh in bester Weise auf dem Berliner Viehhof gepflegt und verwertet wird.

Den neu gegründeten Viehverwertungs-Genossenschaften sind nun auch sofort eine Reihe Fleischer der betreffenden Kreise beigetreten und haben die dortigen Fleischer sich durchaus zustimmend über diese Organisation ausgesprochen, wird doch auch ihnen dadurch, wie schon erwähnt, das Geschäft wesentlich erleichtert und verbilligt. Da der einzelne Genossenschaftler Vieh auch nicht den Schlachtern direkt verkaufen soll, wohl aber die Genossenschaft den Fleischern ihren Bedarf zu liefern bereit ist, so brauchen diese in Zukunft nicht mehr von Dorf zu Dorf zu fahren und nach Vieh zu haufieren, sondern sie erscheinen einfach am Abnahmetage der Genossenschaft auf der Verladestation und suchen sich in Zukunft mit größter Bequemlichkeit aus den dort zahlreich zugeführten Schlachttieren die ihnen gerade am besten passenden Tiere aus. Sie sparen dadurch an Fuhrwerk und Zeit ganz erheblich und wir haben also in solchen Genossenschaften eine den modernen Verkehrsverhältnissen entsprechende Wiederherstellung des direkten Verkehrs zwischen Landwirt und Fleischer geschaffen, denn auch entferntere gelegene Fleischereien können dann ohne weiteres dazu übergehen, ihren Bedarf direkt an diesen Abnahmestationen von solchen Viehverwertungs-Genossenschaften zu beziehen. Selbstverständlich bedürfen die soeben gegründeten Genossenschaften, bevor sie in Tätigkeit treten können, noch des Ausbaues. Wir sind aber der Überzeugung, daß die Landwirte in den betreffenden Kreisen einsehen werden, daß es nur auf diese Weise möglich ist, auf die Dauer die Fleischversorgung des deutschen Volkes der deutschen Landwirtschaft zu erhalten und daß es daher in ihrem eigenen Interesse liegt, möglichst einmütig diesen Genossenschaften sich anzuschließen. Wir sind ferner der Überzeugung, daß auch andere Teile Preußens und Deutschlands in gleicher Weise werden vorgehen können und müssen, und daß wir damit den Weg gefunden haben, die bisherige fehlerhafte Organisation unserer Fleischversorgung durch eine zeitgemäße, den Bedürfnissen der Landwirtschaft, des Fleischerhandwerks und der Konsumenten gleichmäßig Rechnung tragende zu ersetzen.

Landwirtschaft.

— Lebendige Hecken, welche zwei geschlossene Grundstücke voneinander untercheiden, müssen stets so angelegt werden, daß dadurch dem Nachbar kein Schaden geschehe. Will also jemand gegen die Grenze seines Nachbarn eine neue lebendige Hecke anlegen, so muß er, ohne Unterschied der Holzart, welche dazu gewählt wird, anderthalb Fuß von der Nachbarns Grenze zurücktreten.

— Das Behäufeln der Kartoffeln darf nicht zu hoch geschehen. Wird ein langer Stengelteil mit Erde umgeben, so findet eine zu starke Hemmung des nach oben gehenden Säftstromes statt, welche die Entwicklung der ganzen Staude schwer beeinträchtigen kann, während die Anhäufung von Erde um einen nur kurzen Stengelteil leichter überwunden wird.

Obst- und Gartenbau.

— Was tun wir jetzt im Obstgarten? Reife Äpfel sind zu ernten und vor Sperlingen und Staren zu schützen. Bei magerem Boden findet nach dem Abblähen nochmalige Düngung mittels Jauche statt. Wasser- und Wurzeltriebe werden entfernt: den Rappen, Blatt- und Schildläusen wird eifrig nachgesehen. Zu geil wachsende Holztriebe werden entippt, überflüssige entfernt. Am Kern- und Steinobst wird das Fruchtholz auf etwa 12 Augen zurückgeschnitten. Von den Stachelbeeren werden zu dicht hängende Beeren für die Rinde herausgepflückt. Der Sommerchnitt des Weinstocks ist spätestens in diesem Monat auszuführen. Erdbeeren werden bei trockener Witterung bewässert; nach dem Fruchtanfang vor Ratten geschützt.

— Was gibt es jetzt im Gemüsegarten zu tun? Es gibt nur nachzuholen und zu ergänzen. Man pflanzt ein wenig Kopfsalat und Fenchel, auch Salatkräuter, fäet noch Spinat, Portulak und Kerbel, Radieschen, sowie rote und weiße Mörenbohnen. Zu Ende des Monats werden die ersten Winterendivien und Rapsstängel gepflanzt.

— Die Spargelfliege schadet hauptsächlich dadurch, daß die Larven die Stengel anbohren, wodurch dieselben absterben und somit den Pflanzen verderblich werden. Die angebohrten Stengel sind leicht an ihrem krüppelhaften Wuchs zu erkennen und sind dicht über der Erde abzuschneiden und zu vernichten.

— Wo Gartenschnecken, wie Salat etc., unter der Schneckenplage zu leiden haben, empfiehlt es sich, den trockenen Boden mit ungelöschtem Kalkstaub zu bestreuen. Parte Pflanzen müssen jedoch möglichst vom Bestreuen verschont bleiben, da die ätzende Wirkung des Kalkes ihnen Schaden könnte. Diese ätzende wasserentziehende Wirkung tötet die Schnecken, sie löst die Haut der Tiere los. Gegen Gartenschnecken wird ferner empfohlen, grüne Weidenruten in der Stärke eines Fingers in etwa 30 Zentimeter lange Stücke zu schneiden und deren Rinde mittels eines der Länge nach geführten Schnittes abzulösen. Dieses Rindensäckchen bildet, indem es sich einrollt, eine Röhre, in welche die Schnecken gerne hineintriften, um sich an dem süßen Saft des Splintes zu mästen. Durch einfaches Ausstopfen dieser Röhren werden die Schnecken mühelos beseitigt.

Vieh-, Geflügel- und Singvögelzucht.

— Um weibende Tiere gegen Fliegenstiche zu schützen, ist es nötig, die besonders gefährdeten Körperstellen mindestens in Zwischenräumen von einigen Tagen, wenn möglich jeden Morgen, mit einer Abkochung von Walnussblättern in Essig oder mit einer Mischung von einem Teil Karbolsäure in acht Teilen Rohöl zu waschen oder eine Auflösung von 60 Gramm Kafoetida in einem Glas Weinessig und zwei Gläsern Wasser mittels eines Schwammes aufzutragen. Wenn man die Puppen der Stacheliegen in großen Nestern auf dem Boden der Weide vorfindet, so müssen sie nach dem Ausstechen der betreffenden Neststellen durch Brettern vernichtet werden.

— Beim Weiden ist darauf zu achten, daß die vorhandenen sauren Weideplätze bei trockener und bei trockenen bei feuchter Witterung beweidet werden. Ebenso ist auch das Augenmerk auf das Aufstellen von Schenkerpfählen zu richten, zumal diese in Ermangelung von Bäumen von den Räten sehr gern aufgesucht und zum Schauern der Haut benutzt werden.

Verkehr, Handel und Gewerbe.

* Frankfurt a. M. Fruchtpreise, mitgeteilt von der Preisnotierungsbörse der Landwirtschaftskammer am Fruchtmarkt zu Frankfurt a. M. 18. Juni. Weizen 100 Kilo gute marktübliche Waare, je nach Qual., 10/10 Frankfurt a. M. Weizen, hiesiger, neuer, M. 19.00 bis 19.10 3/4, Roggen, hiesiger, neuer, M. 17.60 bis 17.75 2/4, Gerste, hiesiger, neuer, M. — bis — 0/0, Hafer, hiesiger, neuer, M. — bis — 0/0, Mais, hiesiger, neuer, M. 12.75 bis — 2/4, Mais, ausländischer, M. 14.10 bis — 2/4.

Der Umsatz auf dem Frankfurter Fruchtmarkt wird durch folgende Abrechnungen bezeichnet: 1* geschäftlos, 2* klein, 3* mittel, 4* groß.

* Die Stimmung auf dem Frankfurter Fruchtmarkt wird durch folgende Abrechnungen bezeichnet: 1/8 Naun, 2/8 anstehend, 3/8 stetig, 4/8 fest, 5/8 sehr fest.

* Mannheim, 18. Juni. Amtliche Notierung der dortigen Weizen (eigen: Doppelte). Weizen, 19.25 bis —, Roggen, neuer, 17.80 bis —, Gerste, — bis 18.00, Hafer, 17.50 bis 17.75, Raps 27.50 bis —, Mais 18.85 bis —.

* Mainz, 15. Juni. (Offizielle Notierung). Weizen 19.60 bis 19.95, Roggen 17.40 bis 17.70, Gerste — bis —, Hafer 17.20 bis 17.80, Raps — bis —, Mais — bis —.

* Diez, 15. Juni. Amtl. Notierung. Weizen, roter, M. 19.75 bis —, weißer —, Roggen M. 17. — bis —, Gerste M. —, Hafer (alter) M. 0 — bis 0, (neuer) M. — bis —.

Kartoffeln. Frankfurt a. M. 18. Juni. Kartoffeln in Wagenladung, per 100 Kilo M. 4.85—4.90, im Detailverkauf — 6.00—6.50.

* Frankfurt, 18. Juni. Der heutige Viehmarkt war mit 609 Ochsen, 74 Bullen, 983 Rindern, 211 Stieren, 251 Kälbern, 281 Schafen und 1355 Schweinen, 0 Ziegen, 1 Ziegenlämm, und 0 Schafälmm besetzt.

Ochsen: a. vollfleischig, ausgewählte höchsten Schlachtwertes bis zu 6 Jahren 75—80 M., b. junge, fleischige, nicht ausgewählte und ältere ausgewählte 71—73 M., c. mäßig genährte junge, gut genährte 68—66, d. gering genährte je d. Alters 60—60 M., Bullen: a. vollfleischig, höchsten Schlachtwertes 70—72 M., b. mäßig genährte jüngere und gut genährte ältere 68—69 M., c. gering genährte 60—60 M., Rinder: a. vollfleischig, ausgewählte Rinder höchsten Schlachtwertes bis zu 7 Jahren 62—70 M., c. ältere ausgewählte Rinder und weniger gut entwickelte jüngere Rinder u. Färken (Stiere u. Rinder) 52—54 M., d. mäßig genährte Rinder u. Färken (Stiere u. Rinder) 50—60 M., e. gering genährte Rinder u. Färken (Stiere u. Rinder) 40—60 M., R. a. b. c. d. e. a. feinste Rast (Vollfleischig) u. beste Sauglälber (Schlachtwert) 96—100 M., (Lebendgewicht) 57—60 M., b. mittlere Rast u. gute Sauglälber (Schlachtwert) 89 bis 93 M., (Lebendgewicht) 52—51 M., c. geringe Sauglälber (Schlachtwert) 65—70 M., (Lebendgewicht) — M., d. ältere gering genährte Rinder (Hefter) — M., e. R. a. b. c. d. e. a. Rastlamm und jüngere Rastlamm (Schlachtwert) 78 bis 80 M., (Lebendgewicht) — M., b. ältere Rastlamm (Schlachtwert) — M., (Lebendgewicht) — M., c. mäßig genährte Hammel und Schafe (Vollfleischig) (Schlachtwert) 60—60 M., (Lebendgewicht) — M., Schweine: a. vollfleischig der feineren Rassen und deren Kreuzungen im Alter bis zu 1 1/2 Jahren (Schlachtwert) 73—74 M., (Lebendgewicht) 57 M., b. fleischige (Schlachtwert) 72—60, (Lebendgewicht) 56, c. gering entwickelte, sowie Sauen und Ferkel 65—67, d. ausländische Schweine (unter Angabe der Herkunft) 60.00.

Hens u. Strohmarkt. Frankfurt, 15. Juni. (Amtl. Notierung.) Hen M. 3.80 bis 4.30. — Stroh M. — bis 3.50 per Zentner.

Obst. Bericht der Centralstelle für Obstverwertung Frankfurt a. M., 16. Juni 1906.

Durch das anhaltend ungünstige Wetter kommt das Früchthol nur langsam zur Reife. Einige Abfälle sind uns bereits gemeldet.

Die Preise betragen in der vergangenen Woche: Äpfel 1. Qual. M. 25—30, 2. Qual. M. 15—20, grüne Stachelbeeren M. 14—16, Erdbeeren 1. Qual. M. 50—60, 2. Qual. M. 30—50 per Str., Großberger Erdbeeren per 100 M. 1—1.20.

Die Preisnotierungs-Kommission.



№. 140.

Mittwoch, den 20. Juni 1906.

21. Jahrgang

Senta Wolfsburg.

Roman von Elsbeth Borchart.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Als das Himmelslicht sie wieder grüßte, als die Frühlingsluft sie am Ausgang wieder umfing, da fiel der Bann, der auf den jungen Gemütern gelegen hatte.

Mit einem Jubelruf breitete Robert die Arme aus und zog Senta hinein.

„Kiwitt, Kiwitt — lebe wohl und folge mir bald.“

Sie machte sich sanft frei und reichte ihm die Hand.

„Gehe mit Gott, Robert, und wenn du ein großer Künstler geworden bist und — wenn meine Zeit gekommen ist, dann — folge ich dir.“

Sie nickte ihm zu und eilte, ehe er noch Miene machen konnte, sie zurückzuhalten, in den Park und war bald seinen Blicken entschwunden.

Siebentes Kapitel.

Senta ging nun täglich zu Tante Sabine in das traulich-altmodische Turmzimmer. Dort hatte ihr einen anderen Weg, damit sie nicht den unterirdischen zu machen brauche, durch zahllose dunkle Gänge über Treppen und durch Türme nach dem rechten Flügel gezeigt, den sie bald ohne Führung fand. Doch mußte sie sehr vorsichtig sei, um sich nicht ertappen zu lassen.

Die Hausdame hatte die unangenehme Eigenschaft, stets zufällig und unbemerkt da aufzutreten, wo sie am wenigsten vermutet, geschweige denn gewünscht wurde. Ueberhaupt hatte sie das Gefühl, als wenn sie von der Dame überwacht und auf Schritt und Tritt beobachtet würde. Das nahm ihr einen Teil ihrer Unbefangenheit und ihrer Sicherheit.

Fräulein von Rupert war ihr von Anfang an nicht sympathisch gewesen, die kleinen Reibereien der letzten Zeit hatten nicht dazu beigetragen, sie einander näher zu bringen, trotzdem es die Gesellschaftlerin nicht an Freundlichkeit und süßen Redensarten fehlen ließ. Senta fühlte instinktiv das Falsche in dieser Natur, sie fühlte die Nahe, die mit ihrem Opfer spielt, ehe sie es verschlingt. Auch machte sie kein Hehl aus ihrer Antipathie, denn sie besaß noch nicht die Erfahrung und Klugheit einer Weltbame, die ihre wahren Gefühle hinter süß lächelnden Mienen verbirgt. Ihre freie, ungebundene Künstlernatur haßte zudem jeden Zwang, und diesen empfand sie täglich mehr, ohne die Macht zu haben, ihn abzuschütteln. Zu viele Mächte verbanden sich gegen sie. Daß es aber einmal zum Bruch kommen würde, wußte sie; es fragte sich nur, ob sie bei dem ungleichen Kampf nicht den Kürzeren ziehen würde.

Während sie so eine gewissermaßen abwartende passive Stellung einnahm, ahnte sie nicht, daß ein Netz von feinen Mäusen sich dicht um ihr Haupt schlang. Und an diesen Mäusen arbeiteten die Rupert und Tante Karla zu gleichen Teilen und mit gleichem Eifer, wenn auch aus verschiedenen Interessen.

Gräfin Arenberg ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, „ihre liebe Rupert“ — die Damen hatten sich sehr angefreundet — gegen ihren Bögling aufzureizen und sie zu veranlassen, des öfteren Lage bei dem Grafen zu führen. Sie verfolgte den

Zweck, Senta von der Wolfsburg zu entfernen und den ohnehin nicht an Geduld leidenden Bruder dadurch zu dem Entschluß, Senta fortzuschicken, zu bringen.

Fräulein von Ruperts Ziele waren ganz anderer Natur. Auch sie sah in Senta ein Hindernis für ihre kühnen und ehrgeizigen Pläne, die wiederum ins Wasser fielen, wenn Senta, um derentwillen sie auf der Wolfsburg war, fortging. Wenn sie sich von der Gräfin Arenberg beeinflussen ließ, so geschah das sicherlich nicht darum, der „lieben Freundin“ einen Dienst zu erweisen. Sie wußte, daß sie sich selbst einen solchen leistete, wenn sie ihre eigene Duldsamkeit, Mühe und Aufopferung dem Grafen gegenüber in ein helles Licht rückte und durch leise Anspielungen Sentas Charakter ungünstig beleuchtete.

Welches Urteil der Graf sich über seine Rechte bildete, erfuhr sie freilich nie. Möchte es nun Bequemlichkeit, Gleichgültigkeit oder Prinzip sein, er schien sich um sein Mündel wenig zu kümmern, noch sich über gelegentliche Beschwerden aufzuregen.

Fräulein von Rupert hatte nun aber einen sehr mißtrauischen Charakter und witterte in allem ein feindliches Hindernis. So gab ihr auch in letzter Zeit das öftere heimliche Verschwinden Sentas zu denken. Auf ihre Fragen erhielt sie stets ausweichende Antworten, und das jedesmalige heiße Erröten des jungen Mädchens brachte sie auf allerhand vage Möglichkeiten. Dieses Grübeln und Sinnen versetzte sie in einen nervösen Zustand, in dem Haß und Bitterkeit eine Hauptrolle spielten, aber ihre Selbstbeherrschung hatte sie darum noch nie verlassen.

Senta empfand nun zwar die Verheimlichung ihrer Besuche bei Tante Sabine wie eine schwere Bürde. Nach ihrer Meinung konnte niemand ihr diese Besuche verbieten, und sie hätte es der spionierenden Erzieherin am liebsten ins Gesicht gesagt, wo sie täglich ihre Schritte hinführte. Jedoch Tante Sabine legte ihr jeden Tag von neuem ans Herz, zu schweigen, und darum durfte sie nichts verraten. Oft mußte sie die tollsten Pläne und Ausflüchte erfinden, um von Fräulein von Ruperts Späheraugen unbehelligt zu der Urgroßtante zu gelangen. Der Empfang und der Aufenthalt in dem gemütlichen Zimmer der Alten entschädigten sie jedoch für jede Mühe und Unbill.

Die Alte und die Junge hatten sich überraschend schnell zu einander gefunden und das bindende Glied war die Musik. Während Senta an dem alten verstimmtten Spinett mit den gelben, abgespielten Tasten saß und ihre herrliche Stimme erklingen ließ, schwelgte Tante Sabine in seligen Erinnerungen. Sie konnte nicht müde werden zu lauschen, und wenn Senta schließlich doch aufhörte, zog die Alte sie in ihre Arme, streichelte sie und nannte sie ein gottbegnadetes Kind, dessen herrliche Stimme nicht ungehört in den Manern der Wolfsburg verklingen sollte. Dabei kam sie wohl auf ihre eigene Jugend zu sprechen, und Senta lauschte den Erzählungen der Greisin mit heißen Wangen, wie Kinder Märchen und Sagen zu lauschen pflegen.

Auch über Sentas Zukunft wurde beraten. Zu einem klaren Entschluß kam es dabei freilich nie. Die alte Wolsburgerin besaß doch wohl nicht mehr die rechte Spannkraft des Geistes und war auch zu wenig mit den jetzigen Verhältnissen vertraut, um einen wirksamen Plan ersinnen zu können. Senta hingegen erwog alle Möglichkeiten, die sie hinterher als unmöglich verwerfen mußte; denn allem fehlte das wichtigste, die Zustimmung des Oheims. Von Robert kam zuweilen Nachricht. Er schrieb an Tante Sabine und legte einen Brief an Senta bei. Unten ging jeder Brief durch Fräulein von Ruperts Hände, und sie hatte sich dieser gegenüber stets über den Absender auszuweisen, was peinlich und demütigend war. Dem Wimen schiebt die Nachwelt keine Kränze, und so wäre sein Name und sein Andenken fast erloschen gewesen, wenn sich nicht einige Briefe und Papiere unter dem Nachlaß von Roberts Vater gefunden hätten.

Dieses Zusammentreffen war ein sehr seltsames, um so mehr, als ein anderes Glied der Wolsburger sich mit der Familie Kenzinger verbunden hatte: Diethelms Frau und Sentas Mutter war eine Enkelin jenes Helmut Kenzinger gewesen.

Dieses trug dazu bei, die drei Menschen fest zu verbinden. Tante Sabine half Robert mit Geldmitteln aus, und dieser schrieb begeisterte Briefe, daß er nun in den Stand gesetzt sei, sein hohes Ziel zu erreichen. „Wenn du nur auch erst so weit wärst.“ Das war stets der Endreim seiner Episteln an Senta.

Für Senta hieß es jedoch vorläufig nur: Geduld haben.

„Geduld, Geduld, mein Engelen“, predigte auch die Alte.

Eines Tages hatte Senta sich länger als gewöhnlich bei Tante Sabine aufgehalten. Sie hatte vergessen, daß Fräulein von Rupert sie zu dem gewohnten Spaziergange zu einer bestimmten Stunde erwartete. Diese obligaten Spaziergänge waren ihr höchst zuwider, und sie entzog sich ihnen nur zu gern, ungeachtet dessen, daß sie die Dame dadurch noch mehr gegen sie einnahm. Diesmal war es aber nicht Absicht gewesen: sie hatte es einfach vergessen. Es fiel ihr erst wieder ein, als sie im Begriff war, die Tür nach ihrem Zimmer zu öffnen und Fräulein von Rupert ihr plötzlich daraus entgegentrat. Sie fuhr nun doch ein wenig erschreckt zurück.

Das Gesicht Fräulein von Ruperts zeigte diesmal nicht den gewohnten, süß lächelnden Ausdruck. Die Lippen waren verzogen und ein strenger durchdringender Blick traf das junge Mädchen.

Ohne eine Wort zu sprechen, trat sie in Sentas Zimmer zurück, ließ diese ebenfalls eintreten und schloß danach die Tür. Diese stillschweigende Manipulation hatte etwas Unheimliches, Bedrückendes.

„Ich wartete bereits seit einer Stunde auf Sie“, nahm sie endlich das Wort, „und obgleich ich solche Rücksichtslosigkeit von Ihnen ja bereits gewohnt bin, möchte ich heute doch endlich einmal klar sehen.“

Senta war durch das gänzliche Fallenlassen der gewohnten süßfreundlichen Maske bei ihrer Ehrendame etwas verwirrt, aber nur im ersten Augenblick.

„Ich bedaure, daß Sie warten mußten“, erwiderte sie nach kurzer Pause, „ich hatte den Spaziergang total vergessen.“

„Vergeßen — natürlich wie immer die alte Ausrede, mein Kind. Damit speisen Sie mich jedoch heute nicht mehr ab. — Vergessen — worüber? Das will ich wissen. Ich bin für Ihr Tun und Lassen verantwortlich, und Sie haben mir daher ohne Umschweife Rechenschaft davon zu geben.“

Senta war abwechselnd rot und blaß geworden. Bei den letzten Worten häumte es sich wild und trotzig in ihr auf.

„Nein — darüber bin ich Ihnen keine Rechenschaft schuldig. Ich gehe keine unredlichen Wege und — hasse das ewige Beobachtetwerden.“

Fräulein von Ruperts Nasenspitze wurde gelblich weiß, während die Augen nahezu grün schillerten, aber sie hatte sich noch in der Gewalt.

„Es kommt hierbei wohl nicht darauf an, was Sie — hasse. Sie drücken sich gern in trassen Worten aus, doch sage ich Ihnen immer wieder, daß dergleichen einer Komtesse wenig ansteht. — Meine Pflicht zwingt mich, Aufschluß von Ihnen zu fordern, und wenn Sie sich noch länger hartnäckig weigern, ihn mir zu geben, müßte ich mich veranlaßt sehen, dem Herrn Grafen Mitteilung davon zu machen.“

Senta zuckte zusammen, und das Blut stieg ihr zum Herzen.

„Tun Sie, was Ihnen beliebt. Es wäre nicht das erstemal, daß Sie mich bei dem — Herrn Grafen verleumdete.“ „Komtesse Senta, ich muß doch sehr bitten, daß Sie ihre Worte wägen!“ rief sie, ihre vornehme Ruhe vergebend, mit zornsprühenden Augen.

„Wie sollte ich es sonst nennen?“ fragte Senta gleichmütig. „Glauben Sie, ich merkte es nicht längst, daß Sie mich bei jeder Gelegenheit als ein rüdiges Schaf darstellen? Aber lassen Sie nur so fort — ich — mache mir gar nichts daraus — wirklich gar nichts.“

Zu dieser energischen Bekräftigung standen die Tränen, die in ihre Augen traten, in seltsamem Widerspruch.

Fräulein von Rupert sah sie nicht. Sie war bei den Worten ihres Bögling tief erbläßt, und ihre Stimme zitterte erregt.

„Ich bin es in meiner langjährigen Praxis bisher nicht gewöhnt gewesen, daß man mir so, wie Sie eben jetzt, zu begegnen wagte, und will mir auch niemals nachsagen lassen, daß ich mir von einem — Kinde Vorschriften machen, meine Handlungen kritisieren ließe. Ich habe versucht, Ihren starren Eingesinn durch Güte und Nachsicht zu brechen. Meine Geduld hat jetzt ein Ende. Mögen Sie also die Folgen Ihres heutigen Benehmens tragen.“

Sie öffnete die Tür und rauschte hoheitsvoll hinaus. Senta sah ihr mit gemischten Gefühlen nach. Weber Neue noch Furcht war es, was sie empfand, sondern etwas seltsam Bangendes. Sie schüttelte es jedoch energisch ab und beschloß, Ruth Degenhart, die sie einige Tage nicht gesehen hatte, zu besuchen. Sie nahm Hut und Schirm und eilte in den Park hinaus.

Es war ein herrlicher Maientag. Um sie herum sproßte und grünte es, ein tiefblauer Himmel spannte sich über sie aus und die Vögel sangen, die Nachtigall schlug. Da ging ihr das Herz auf. Vergessen war die unliebsame vergangene Szene. Wie eine echte Künstlernatur empfand sie das Verausachende, das im Waldfrieden liegt, im einsamen stillen Wandern am Walbesaum entlang, in der weichen, warmen Frühlingsluft.

Nach halbstündigem Wandern hatte sie das idyllisch gelegene Pastorhäuschen erreicht. Sie öffnete die Pforte und trat in den Garten.

In der Laube saß ein Mann, den Kopf tief über ein Buch gebückt, mit dem Rücken nach ihr zu.

„Guten Tag, Herr Pastor“, rief sie mit heller Stimme und trat an den Eingang der Laube.

Der Mann wandte sich um, und Senta machte betroffen einige Schritte rückwärts. Das war nicht der liebe, weißhaarige Kopf des alten Pastors, sondern ein junges, frisches Gesicht mit langen blonden Haaren.

„Verzeihung, ich irrte mich“, sagte Senta und wollte sich zurückziehen. Der junge Mann war schon aufgestanden und hatte sich vor ihr gebeugt. Eine klare, klangvolle Stimme schlug an ihr Ohr.

„Gnädiges Fräulein haben sich vielleicht in der Person, doch nicht in der Anrede geirrt. — Wenn der Gruß auch meinem Vater gelten möchte — so — könnte er sich auch auf mich beziehen. Ich bin Pastor Johannes Degenhart.“

„Herr Pastor Degenhart — der Bruder Ruths?“ rief Senta jetzt überrascht und sah in das Gesicht des jungen Pastors, wie suchend nach einer Ähnlichkeit mit der Freundin. Und sie fand diese Ähnlichkeit sofort heraus, wenn sie auch nur in dem weichen, sanften Ausdruck der Züge bestand. Er war nicht so hübsch wie Ruth, aber der Kopf, ein echter Johanneskopf, mit dem langen, blonden Haar, wirkte doch und wies zudem sogleich auf den Beruf hin.

„Ich bin es“, erwiderte Johannes, sich abermals verbeugend. „Ihre Kenntnis von meiner Existenz beweist mir, daß Sie in meinem Vaterhaus bekannt sind. Darf ich raten, mit wem ich die Ehre habe?“

(Fortsetzung folgt.)

Künstlerische Photographie. Karl Schipper, 3983
Tel. 2763 31 Rheinstr. 31.

Dr. Rosenthal's Meisterschafts-System

ist die wissenschaftlich-praktische Nachahmung der natürlichen Lehrmethode, nach der man durch Selbstunterricht schon in drei Monaten eine fremde Sprache lernen kann.

Englisch, Französisch, Spanisch, Polnisch, Russisch, Italienisch 21 Mk. 50 Pfg., Böhmisch, Dänisch, Deutsch, Holländisch, Portugiesisch, Schwedisch je 10 Mk. Jede Sprache auch in Lieferungen à 1 Mk., Probefrische à 50 Pfg. franco. Prospekt und Anerkennungschein gratis. 2177

Rosenthal'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Denkspruch.

Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie;
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!

Schiller.



Das erste Mal.

Von Hilbur Nilson.
Deutsch von Bernhard Mann.

(Nachdruck verboten.)

I.

Es war an einem Oktoberabend in Lund. Die gerade angezündeten Laternen leuchteten matt über den weiten Platz. Sie vermochten nichts gegen die wechselnde Farbenpracht des Himmels, der sein Feuer über Straßen und Boulevards ergoß und die nach Westen gelehrten Fensterscheiben zu glühenden Flammen entzündete. Leichte Winde umspielten den alten Dom und setzten ihren Weg nach dem Park von Lundegaard fort. Dort schüttelten die mächtigen Niesen ihre Kronen und ließen ihren reichen Laubschmuck zur Erde sinken. Es kam schwebend und wiegend, das gelbe Laub, es entließ den Glanz von dem dahinsinkenden Abendlicht und leuchtete blutrot im Halbdunkel, während es leise niederrasselte. Das Ganze erinnerte so deutlich an Vergänglichkeit und Tod mitten zwischen dem jungen, warm schlagenden Leben.

Denn das Wintersemester hatte gerade begonnen. Von allen Seiten strömten die Musensohne mit den Büchern unter dem Arm in die Vorlesungen. Überall erklangen lustige Stimmen und muntere Witze, überall sah man heitere, hoffnungsvolle Gestalten, die vor Freude und Lebensmut strahlten. Dazwischen gab es aber auch ernste, gedankenvolle Mienen, blasse Gesichter und von Sorge und zu vieler Arbeit frühzeitig geranzelte Stirnen.

Alle im Laufe der Jahre dunkel gewordenen Gesichter blühten feierlich auf das neue Leben auf Erden hinab. Sie konnten viel erzählen, sie stehen aber schweigend da und sprechen durch ihr Schweigen stärker und mächtiger als mit Worten. Es ist, als sei die Luft hier mit Gedanken angefüllt — Gedanken, welche den Jungen Generation auf Generation entsprossen sind — denn in einer Universitätsstadt ist das Leben immer jung — Gedanken an Leben und Glück in einer nicht zu fernem Zukunft, an den Kampf um die Existenz, an den Zweck des Daseins und die unlösbaren Fragen des Lebens — und Gedanken an die Liebe, das Traumland der Jugend, wo die Sonne ständig strahlt und der Himmel ewig blau ist.

Henrik Wald und Nils Lange, die Unzertrennlichen, befanden sich in der Schar, die, um die schöne Frische des Herbstabends zu genießen, unter den alten Kronen von Lundegaard langsam auf- und abwanderte. Sie waren erst im ersten Semester und hatten bis jetzt nur wenige Bekanntschaften gemacht. Desto enger hielten sie zusammen.

Henrik Wald war groß und schlank, mit etwas vornübergebeugter Haltung und schnellen, unruhigen Bewegungen. Seine Augen waren groß und lebhaft spielend. Dabei lag ein tiefer Ernst in ihnen, der besonders dann zutage trat, wenn er sich in Gemütsbewegung befand. Das Antlitz war schmal und fein mit einem fast kindlichen Zug um den Mund. Nils Lange dagegen war klein und breitschultrig, der Kopf etwas groß und dachsgeschnitten, das Haar hellblond, die Nase gutmütig — doch umspielte häufig ein ironisches Lächeln seinen etwas zu breiten Mund.

Henrik Wald war Idealist mit Leib und Seele, während Nils Lange das Leben mehr von der praktischen Seite nahm. Aber gerade die Gegensätze hatten die beiden jungen Studenten zusammengeführt. Sie sprachen von der Liebe und den Frauen.

„Aus den Frauen,“ meinte Henrik Wald, während das kindlich Weiche in seinem Antlitz verschwand, „aus den Frauen habe ich mir nie etwas gemacht. Ich habe mir nicht die Mühe gegeben, sie zu studieren. Dazu habe ich, offen gestanden, auch nie Zeit gehabt.“

„Dann hoffest du natürlich auch die Liebe,“ meinte der andere ironisch.

„Die Liebe,“ wiederholte Henrik Wald langsam und ädgernd, als spreche er zu sich selbst, „sie ist das Beste im Leben, sie ist etwas Großes und Hohes, etwas, das sich über die elende Alltäglichkeit erhebt, etwas, nach dem wir Menschen uns mit unserer ganzen Seele sehnen und das zum Leben gehört und ihm erst seinen rechten Wert gibt. Ich bin immer der Ansicht gewesen, daß ein Leben ohne Liebe kein Leben ist.“

Nils Lange lachte laut auf.

„Du rühmst die Liebe und machst dir nichts aus dem Frauen. Wie soll ich das verstehen?“

Henrik Wald schwieg. Er wußte nicht, wie er dem Freunde seine Gefühle erklären sollte, die er kaum selbst verstand. Er suchte im Innern nach einem Ausdruck für seine Gedanken, als Nils Lange ihn plötzlich mit einem frohen Ausruf aus seinem Nachdenken weckte.

„Da ist ja meine Schwester Eva!“

Er sah, wie sie ihnen schlank und mit sicherer Haltung entgegentrat. Wie in einem Traum ergriff er die ihm dargereichte Hand und in dem flackernden Lichtschein schaute er ihr ins Antlitz. Daß sie die ersten Jugendsjahre hinter sich hatte und daß sie keine eigentliche Schönheit war, sah er, er sah aber auch, daß sie eine jener Erscheinungen war, die vom ersten Augenblick an fesseln.

„Mein Bruder hat mir viel von Ihnen erzählt,“ sagte sie freundlich. Es lag etwas Mütterliches in ihrem Ton und ganzen Wesen, das einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Er war sich gleich darüber klar, daß er das gefunden hatte, was er sein ganzes Leben lang gesucht, aber vergebens gesucht hatte.

Sie schritten vor der Universität auf und ab, während Nils Lange auf den Anfang seines Kollegs wartete. Dabei unterhielten sie sich über dies und jenes.

Eva war nach Lund gekommen, um ihre kranke Tante zu pflegen. Dann erzählte sie von ihrem Elternhause, dem alten, niedrigen, aber gemütlichen Pfarrhof, ihrem Vater, der jetzt wohl, seine Pfeife schmauchend vor dem Kamin saß, und der unermüdlich tätigen Mutter, die der großen Wirtschaft vorstand und doch so viele Zeit übrig hatte, um ihrem Gatten und den Kindern das Heim gemütlich und traut zu machen.

Als Henrik Wald sie von dem glücklichen Familienleben im Elternhause erzählen hörte, fiel es ihm ein, ein wie großer Unterschied zwischen diesen beiden und ihm bestand, da dachte er an seine lieblosere Kindheit und die traurigen Verhältnisse daheim, die ihm seine Jugend dort oben im finsternen Walde verbittert hatten.

Die Vorlesung hatte ihren Anfang genommen, und Nils Lange hatte sie verlassen. Eva und Henrik Wald wollten inzwischen einen Spaziergang machen. Sie schritten die Landstraße entlang dem Botanischen Garten zu.

Während er an ihrer Seite dahinschritt, hatte er ein Gefühl, als seien sie alte gute Bekannte, die sich nach langer Zeit zum ersten Male wiedertrafen, und es war ihm, als müsse er ihr erzählen, was er seit ihrer Trennung erlebt hatte.

Kurz und ohne Umschweife erzählte er ihr die Geschichte seines Lebens, von dem Walde, dem Schulhause, der Mutter, die kurz nach seiner Geburt gestorben war, den Geschwistern, die sich inzwischen — in ihrer art glücklich — verheiratet hatten, und dem armen Vater, der seit dem Tode der Mutter unter einem entseßlichen Leiden litt, dem er nicht widerstehen konnte. Der Vater war wohl erblich belastet, denn schon der Großvater hatte getrunken.

„Hätten wohlthätige Verwandte sich nicht meiner angenommen,“ fuhr Henrik Wald fort, „so wäre ich wohl auch zugrunde gegangen. Der Vater wollte, wenn er betrunken war, nichts von mir wissen. Und doch gab es Zeiten, in denen ich den Vater ebenso bewunderte, als ihn bedauerte.“ Hier zitterte seine klangvolle Stimme, das Antlitz wurde blaß vor Nüchternheit und Gemütsbewegung. — „Ich erinnere mich noch deutlich, als ich als ganz kleiner Junge in der Fensternische kauerte, wie das Mondlicht über die Heide leuchtete, die nach dem Schneefall weiß dalag, während die Bäume des dunklen Fichtenwaldes lange geheimnisvolle Schatten in den Raum warfen. Da wußte der Vater den Saiten seiner Geige Töne zu entlocken, die ihm die ganze Liebe meines kranken Gemüts eroberten.“

Sie blinzelte ihn an und fragte erstaunt: „Spielen Sie auch?“

Er machte eine abweisende Bewegung mit der Hand.

„Es ist nicht der Rede wert. Bisweilen, wenn etwas mich tief packt, überfällt mich die Sehnsucht nach der Geige zu greifen, zu spielen und das wiederzugeben, was ich empfinde. Habe ich sie aber erst in den Händen, dann versagt mir der Bogen den Dienst, dann vermag ich nicht das auszudrücken, was mein Herz erfüllt, und ich werfe die Geige hin und zweifle an dem Genie, das, wie ich weiß, in mir schlummert.“

Sie nickte ihm verständnisvoll zu und sagte: „Erst die Liebe gibt dem Genie Leben.“

„Sie glauben an die Liebe?“ fragte er erstaunt.

„Ja, ich glaube an sie,“ antwortete sie leise, fast feierlich.

(Fortsetzung folgt.)



Das Diktat.

„Aber ich dachte, Sie wollten sagen —“ begann schüchtern die Stenotypistin.

„Was Sie dachten, kümmert mich nicht, mein Fräulein,“ fiel ihr Herr Klobberg, Chef der Firma C. W. Klobberg-junior, unwillig ins Wort. Das Denken ist meine Sache, nicht die Ihre. Schreiben Sie einfach meine Briefe genau so nieder, wie ich sie Ihnen diktieren. Etwas anderes ver-lange ich nicht.“

„Schön, Herr Klobberg!“ antwortete bescheiden die junge Dame. Dann begann Herr Klobberg zu diktieren.

Als er am Abend den ersten Brief unterschreiben wollte, fiel ihm sein Befehl vom Vormittag plötzlich ein und sein Gesicht nahm einen recht schäfermässigen Ausdruck an. Denn der Brief lautete wie folgt:

„Verehrter Herr!

Nein, streichen wir ihm etwas Honig ums Maul und schreiben wir mein werter Herr Grunz — — zum Fenster, wie heisst der Kerl gleich. Ach ja, Grunzle. Also: Mein werter Herr Grunzle! Weiss der Kuckuck, wo ist denn sein Brief eigentlich geblieben? So, hier ist er. Was Ihre Anfrage vom — von welchem Tage ist denn sein Brief? Ich las mich hängen, wenn ich das lesen kann. Der Kerl schreibt eine Klause, wie eine Spinne, die ihre Beine in Tinte getaucht hat. Also setzen wir, was Ihre Anfrage mit Poststempel vom 12. ds. Mts. betrifft, so will ich Ihnen auf meine Preise einen Rabatt von — sagen Sie mal, Herr Lehmann, was meinen Sie, wieviel Rabatt wir dem Grunzle einräumen sollen? Ich denke 15 Prozent. Was? nur 10 Prozent, sagen Sie? Ja, ich glaube auch das ist genug für den Halunken. Bezahlen tut er ja doch immer sehr langsam. Also einen Rabatt von 10 Prozent einräumen. Das ist wohl alles, denk ich. Ich bitte um Ihre geschätzten Aufträge und zeichne hochachtungsvoll. So, der wäre erledigt.“



Artikel zur Wöchnerinnen- und Kinderpflege.

Bade-Thermometer
von 40 Pf. an.
Bade- und Toilette-
Schwämme von 10 Pf. an.
Beissringe von 10 Pf. an.
Wasserdichte Bett-
einlagen
per Meter von 1.30 Mk. an.
Bett- und Kranken-
Tische.
Bettpfannen
(Unterschieber, Stechbecken)
von 2.— Mk. an.
Brusthütchen mit Sauger
von 20 Pf. an.
Damenbinden
per Dutzend von 80 Pf. an.
Fieber-Thermometer
(Maxima) von 1.— Mk. an,
mit amtl. Prüfungsschein von
3.— Mk. an.
Gesundheitsbinden,
Ia. Qual. (Damenbinden), per
Dutzend von 80 Pf. an.
Gürtel dazu von 50 Pf. an.
Hand- u. Nagelbürsten
von 10 Pf. an.
Irrigatoren,
komplett, von Mk. 1.— an.

Impfschutzkappen
für Kinder.
Leibbinden
für Damen- u. Herren, System
„Teufel“, und andere,
von Mk. 1.25 an.
Auch Extra-Anfertigung nach
Mass billigst.
Milchpumpen
von 75 Pf. an.
Milchflaschen,
gewöhnl. Strichflaschen und
Soxhletflaschen
von 5 Pf. p. St. an.
Milchkochapparate
nach Prof. Soxhlet, Dr. Raab
und Dr. Zweiböhmer
und andere, komplett schon
von Mk. 7.— an.
Hygien.
Mund-Servietten
für Kinder,
100 Stück von Mk. 1.— an.
Mutterrohre
von Glas, Hartgummi etc.
von 20 Pf. an.
Nabelbruchbänder
für Kinder und Erwachsene
von Mk. 1.40 an.
Nabelpflaster.
Ohren-Halter für Kinder.

Ohren-Schwämmchen.
Schwämme,
feinste Toilette- und Bade-
schwämme.
Augen-, Mund-
und Ohrenschwämme
für Kinder von 10 Pf. an.
Urinflaschen
für's Bett, männl. u. weibl.,
aus Glas, Porzellan, Emaille u.
Papiermasse von 80 Pf. an.
Sauger
für Kindermilchflaschen,
Soxhletflaschen etc.
von 10 Pf. an.
(Dutzendpreise billigst.)
Verband-Watte
nach Prof. Bruns, chem. rein,
sterilisiert und imprägniert, in
besten Qualität zu niedrigsten
Preisen.
Verbandstoffe und
Binden
wie Gaze, Mull, Cambric etc.,
Ia. Qual., in allen Packungen
zu niedrigsten Preisen.
Wochenbett-Binden.
engl. (nach der Geburt zur
Wiederherstellung der Figur
unentbehrlich), in div. Grössen,
Mk. 4.50

Windelhöschen,
feinste Qual., sehr weich und
zart, von Mk. 1.80 an.
Hygien. Windeltücher,
sehr weich und angenehm,
warm haltend,
das Stück Mk. 0.50,
„Dutzend“ 5.50.
Wund-Puder, aseptisch.
Zahnringe
aus Bein und Gummi,
von 25 Pf. an.
Zellstoff-Unterlagen
in Tafeln à 25 Pf.
(s. aufsaugungsfähig).
Stechbecken
in Emaille, Porzellan u. Zink,
in div. Grössen von Mk. 2.— an.
Sterilisier-Apparate,
s. Milchkochapparate.
Kranken-Transporte.
Ausführung vorschriftsmässiger
Desinfektionen
von Kranken- und Sterbe-
zimmern.
Prompte und sachkundige Be-
dienung durch fachmännisch
gebildetes, männl. und weibl.
Personal. 5004

P. A. Stoss.

Medizinisches Warenhaus und Gummi-Fabrikate, Taunusstrasse 2.
Telefon Nr. 227. Grösstes Spezialgeschäft der Branche. Telefon Nr. 227.